

— SPRACHPFLEGE

UND

SPRACHGESCHICHTE

Rede Ingo Reiffensteins

anlässlich der Ehrung

mit dem Konrad-Duden-Preis

der Stadt Mannheim

am 11. März 1998

mit der Laudatio von Hugo Steger

DUDENVERLAG

Mannheim · Leipzig · Wien · Zürich

Hugo Steger

LAUDATIO AUF INGO REIFFENSTEIN

Ingo Reiffenstein hat sich gleichsam selbst porträtiert, wenn er im Verfasserlexikon – hoffentlich doch positiv – über die Schreibart seines Straßburger Autors Cuntze Kistener (aus der Mitte des 14. Jahrhunderts) zusammenfassend sagt: Ihm »fehlt Redseligkeit, der Hang zum Präziösen und jeglicher formale Prunk«. Er fährt fort: »Seine Stärke liegt im geradlinigen lebendigen Erzählen« (sagen wir Argumentieren), »in der Schilderung plastisch erfasster Episoden« (sagen wir Teilthemen; IV; 1159).

Seine Familie hat väterlicherseits einen thüringischen Urgroßvater. Auf der Karte von Friedrich Stroh, meinem frühen Erlanger Lehrer, über die Herkunft großer Germanisten(familien) fehlt Thüringen bisher ganz, vielleicht liegt das auch daran, dass der Reiffenstein'sche Urgroßvater, wie der Enkel mir sarkastisch schrieb, um 1840 als »Wirtschaftsflüchtling« erfolgreich in Wien tätig wurde und die Wurzeln der Germanistik erst später in Österreich ausgeschlagen haben.

Ingo Reiffenstein wurde 1928 in Salzburg geboren. Seine Familie lebte danach acht Jahre in der Nähe von München, weil sein Vater, ein Volksschullehrer, in der Krisenzeit der endenden 20er-, beginnenden 30er-Jahre allein dort eine Anstellung an einer Privatschule gefunden hatte. Reiffenstein wuchs sprachlich also – auf sein späteres räumliches Arbeitsgebiet vorausweisend – mit mittelbairischer Mundart seiner Mitschüler und Kameraden und bei stark österreichisch geprägten Eltern auf. So lernte er schon in frühen Jahren das Reiten auf der Grenze von zwei eng verwandten und dennoch deutlich unterschiedlichen Sprachräumen. Denn, wie er 1971

schrieb, es »ist unbestreitbar und leicht nachzuprüfen, dass das österreichische Deutsch, auch in seiner hochsprachlichen Form der in Frankfurt, Hannover, Berlin, Leipzig, aber auch der in München oder Stuttgart üblichen Hochsprache nicht ohne weiteres gleichzusetzen ist«. Erst 1936, bei einer Besserung der Verhältnisse in Österreich, konnte die Familie wieder nach Salzburg zurückkehren.

In Innsbruck studierte er ab 1946 Germanistik, Anglistik und vergleichende Sprachwissenschaft und promovierte bereits 1951 mit einer Arbeit über die Mundarten im Land Salzburg. Besonders prägenden wissenschaftlichen Einfluss erfuhr er, wie viele von uns, bei seinem zweijährigen Aufenthalt als Stipendiat an dem damals einzigen und weltberühmten Forschungsinstitut für deutsche Sprache »Deutscher Sprachatlas« in Marburg durch dessen Direktor Walter Mitzka.

Er habilitierte sich 1958 mit einer sprachhistorischen Studie über den Einfluss des irischen Missionswortschatzes auf das Althochdeutsche, sodass lokale Sprache der Gegenwart und älteste kulturelle Einflüsse auf das Deutsche schon früh die Spannweite seiner Interessen ankündigten. Seine breite wissenschaftliche Kompetenz von den Anfängen bis zur Gegenwart, wie seine ordnungsstiftende Begabung und Fähigkeit zur Menschenführung brachten ihn 1958 auf die Stelle eines Generalredaktors am seit längerer Krisenzeit stockenden »Bayrischen Wörterbuch«, dessen Leiter er bis 1968 blieb.

Eine noch größere Anstrengung und Sorge brachte später die langjährige Verantwortlichkeit für das »Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich« bei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien.

Eine Einladung der Universität von Kansas in Lawrence und der Max Kade Foundation in New York 1963/64 als Visiting Professor brachte ihm freie Arbeitsmöglichkeiten und internationale Erfahrung. Darauf wurde er 1964, gemeinsam mit Herbert Seidler, zum

Gründungsdirektor (Vorstand) des Germanistischen Instituts an der wieder errichteten Universität Salzburg berufen, die er auch nach weiteren Rufen (Erlangen, München) nicht verließ. Er war fünf Jahre Salzburger Dekan und Rektor, sechs Jahre Vizepräsident der Österreichischen Forschungsgemeinschaft («Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung») und lange auch Mitglied der Germanistischen Kommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Er ist Mitglied der Österreichischen und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und ihrer Kommissionen.

Zum wissenschaftlichen Rat des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim gehörte er schon seit 1965, zu dessen Kuratorium seit 1980. Weitere Forschungseinrichtungen haben immer seinen guten Rat gesucht.

In seinen zahlreichen präzise formulierten wissenschaftlichen Arbeiten tritt uns ein Werk entgegen, das thematisch und methodisch ebenso geschlossen ist, wie es gleichzeitig einen großen Reichtum an Aspekten aufweist.

Was mir darüber hinaus immer besonders imponiert hat, ist die Fähigkeit, sein Publikum und die sozialen Situationen, in denen ein wissenschaftlicher Diskurs stattfindet, so unmittelbar einzubeziehen, dass mögliche, ja erwartete Auseinandersetzungen auch wieder kanalisiert und ausgeglichen werden. Ein Beispiel dafür ist, wenn er in einem Vortrag, wo der »Betroffene« dabei ist, sagt: »Ich weiß, dass Kritik in diesem Punkt Herrn XYs Zorn wecken wird. (Meinen) Vorschlag [...] wage ich daher kaum/nicht zu machen (und habe ihn hiermit gemacht).« Das erscheint dann auch gedruckt so. Wer könnte da widerstehen ...

Moderne Sprachforschung muss sich spezialisieren, muss methodisch streng sein und darf ihren Kontakt zur konkreten Kommunikation und deren Texten nicht verlieren, wenn sie die Erkenntnis vorantreiben will. Ihr Beobachtungsbereich darf aber bei der Spezialisierung formal und inhaltlich nicht künstlich verarmt werden, weil

sonst in den sprachlich außerordentlich komplexen Lebens- und Kunstwelten, mit denen wir es zu tun haben, unter Umständen am Ende nur noch Trivialitäten als »Forschungsergebnisse« stehen.

Ingo Reiffenstein begrenzt so sein Beobachtungsfeld räumlich auf die geschichtliche Betrachtung von Sprache und Literatur in der bayerischen Südostecke und im anschließenden nordwestlichen Österreich (jeweils in ihren weiteren Umgebungen), aber dafür beobachtet er die Sprache dieses begrenzten und besonders wichtigen Raumes in der ganzen Vielfalt ihrer kommunikativen Erscheinungsformen und in der langen zeitlichen Strecke seit dem Mittelalter. Und anders als bei manchen Sprachhistorikern bleibt die Sprache der Gegenwart auch Zielpunkt seiner Arbeit. So beschäftigt er sich besonders auch mit dem heutigen österreichischen Deutsch unter dem Gesichtspunkt vernünftiger Sprech- und Schreibnormen. So gibt es bei ihm schon früh eine treffende Vorausschau auf die heutige Auseinandersetzung um die Rechtschreibung. Schließlich wirbt er auch unter nüchterner Einschätzung der unterschiedlichen Aufgaben von Sprache in Alltag und Kunst, Technik und Wissenschaft, Schule und Medien für einen pfleglichen Umgang mit ihr.

Synchron kommen so Form und Zeit lokaler Dialekte UND regionaler städtischer Sprachen dieses Gebietes vergleichend in den Blick, zum Beispiel in Raum und Stadt München, so wird gesprochene UND geschriebene Sprache erhellend beobachtet, so werden die Unterschiede der deutschen Standard-/Hochsprache zu ihrer österreichischen Variante, dem »österreichischen Deutsch« offenbar, und es kann immer fair auch sprachkritisch Stellung genommen werden.

Da die österreichische Variante der deutschen Sprache starke Wirkung in der ganzen ehemaligen Donaumonarchie hatte und da ein von hier aus betrachtetes »Mitteleuropa« auch in Norditalien, auf dem Balkan, in Ungarn, in Tschechien und Polen ein wichtiger Partner der gesamtdeutschen Sprachgeschichte war und ist, ist man

dankbar, wenn Ingo Reiffenstein diesen ganzen Raum zuverlässig immer mitbeobachtet hat.

Die Begrenzung des räumlichen Beobachtungsausschnittes und die differenzierte Beobachtung mehrerer RÄUMLICHER Varietäten – Laute, Formen, Syntax und Pragmatik; Wortschatz und Texte – lässt notwendig auch SOZIETÄRE Varietäten, historisch geschichtet, in den Blick der Forschung kommen. Denn unterschiedliche Gruppen, Mentalitäten, geschichtliche Erfahrungen und Bedürfnisse tragen die Ausbildung von städtischen Regionalsprachen gegenüber den lokalen Mundarten. Und die Beziehungen der Regionalsprachen zur überdachenden Standardsprache und ihren Varianten bringen komplexe neue Gesichtspunkte. Darüber hinaus ist die länder- und staatenübergreifende deutsche Standardsprache von Anfang an von europäischen Sprachen- und Kulturbindungen durchherrscht, die im zeitlichen Längsschnitt von der Antike bis heute und in räumlichem Querschnitt viele Grenzen überschneiden. Dies alles kommt in der Arbeit von Ingo Reiffenstein in großer Konzentration und immer in vergleichsweise kurzen Texten zur Erscheinung.

Auch die Behandlung FUNKTIONALER Sprachausprägungen und -unterschiede beobachtet er spezifisch und in vielen, vor allem ausdrucksseitigen, Details. Und hier ist wieder die Beschränkung des Raumes, wie er ihn vornimmt, ein außerordentlicher Vorteil. Denn literarische und Institutionentexte, wie zum Beispiel deutschsprachige Urkunden des 13. Jahrhunderts, frühneuhochdeutsche Quellen, Briefe des 18./19. Jahrhunderts (zum Beispiel die interessanten Sprachverhältnisse in der Familie Mozart) wie auch fachliche Gelehrtenbriefe, schließlich auch österreichische Gegenwartsrömane (wie zum Beispiel Gernot Wolfgrubers) können so in ihren (kommunikationsbereichs- und gattungsspezifischen) Formen behandelt werden. Dazu kommt die Auseinandersetzung mit meist wenig behandelter theoretischer Literatur zur Ausbildung der deutschen Standardsprache (etwa dem Parnassus Boicus) im Südraum. Dabei

geht die Sicht auf das Ganze der deutschen Sprache nirgends verloren, und sie ist niemals provinziell.

Eine besondere Bemühung von Ingo Reiffenstein gilt der in fast jeder Hinsicht beherrschenden Figur der süddeutschen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, dem Aufklärer und Pädagogen im Banne Pestalozzis, Andreas Schmeller. Dessen damals revolutionäre, aber realistische Zuwendung zur Sprache der einfachen Leute kontrastiert so stark mit den gleichzeitigen weithin romantisch und bürgerlich denkenden und argumentierenden anderen Sprachwissenschaftlern der Zeit, auch den »großen Grimms«, dass hier noch ein ganz anderes Gesicht der Germanistik sichtbar wird, als wir es meist zu sehen gewohnt sind.

Ganz am Anfang der Zeitskala aber wird selbst die sprachliche und historische Frühgeschichte seines Raumes zu einem intensiven Forschungsfeld unseres Preisträgers. So wenn er die galloromanische, slawische, germanische Namenwelt des Salzburger Raumes und das schwierige Problem der bairischen Stammesethnogenese behandelt. (Dabei können wir ihn in der Auseinandersetzung mit teilweise recht kenntnisschwachen und arroganten Neuerern einmal wirklich zornig erleben. Ihre wilden Behauptungen rückt er glasklar argumentierend gründlich zurecht.)

Zahlreich sind jedoch auch seine gesamtdeutschen – auch literaturgeschichtlichen – Themen, wie zum Beispiel seine wichtigen Beiträge zur Geschichte des ältesten volkssprachlichen Begriffs diutisc für Deutsch, seine Arbeiten zum Hildebrandslied, seine Publikationen mehrerer älterer Texte.

Zusammenfassende Skizzen seiner Gesamteinsichten und Vorstellungen kann man besonders an dem richtungweisenden Entwurf einer regionalen Sprachgeschichte sehen, wie er sie in der Rudolf-Grosse-Festschrift vorgelegt hat, für den HSK-Band »Sprachgeschichte« (2. Aufl.) vorbereitet und in Gesamtdarstellungen des Raumes liefert. Für ebenso wegweisend halte ich die Antwort auf die

theoretisch besonders bedeutsame Frage der Beziehung von innerer, das heißt im engeren Sinne sprachsystematischer Entwicklung und externer, sozialhistorischer, kulturhistorischer Bedingungen der Sprachgeschichte, wo Reiffenstein einen für mich besonders zu bedenkenden Ansatz bietet.

So steht in Ingo Reiffenstein ein auf vielen Feldern ebenso gewichtiger Sprachhistoriker wie auch kritischer Sprachbegleiter vor uns: kenntnisreich, ideenreich, mit subtilem und nüchternem Blick und methodischer Schärfe. Hartnäckig verfolgt er ein klar umrissenes Ziel. Dabei ist er ein Mensch von großer Bescheidenheit, sympathischer Ausstrahlung und hintergründigem Humor. Für mich persönlich ist sein spontanes Lachen immer ganz besonders Vertrauen erweckend gewesen. Es ist so offen und damit auch ungeschützt, dass alle, die gerade noch mit schief gestellten Mundwinkeln Fröhlichkeit verteilen, ob seiner Gelöstheit neidisch sein könnten ...

Ingo Reiffenstein, Salzburg

SPRACHPFLEGE UND SPRACHGESCHICHTE

Die heurige Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache ist dem Thema »Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit« gewidmet. Die Diskussion über die Rechtschreibreform ist ein wenig erfreuliches, aber ein nicht untypisches Beispiel für das gestörte Verhältnis zwischen einer nichtfachlichen Öffentlichkeit und der Sprachwissenschaft. Am bedrückendsten daran ist vielleicht, dass die Themen und die Argumente der Diskussion samt ihren Missverständnissen seit weit über 100 Jahren die gleichen geblieben sind. 1984 ist in den Schriften des Instituts für deutsche Sprache eine bei Hugo Moser entstandene Bonner Dissertation von Hans-Georg Küppers über »Orthographiereform und Öffentlichkeit« erschienen, in der über die Bemühungen und Auseinandersetzungen zwischen 1876 und 1982 berichtet wird.¹⁾ Nicht nur in diesen gut 100 Jahren, sondern auch in den seither verstrichenen 15 Jahren dreht sich die Diskussion ständig im Kreis. Neu ist lediglich, dass sich jetzt auch Gerichte mit dem Kasus befassen müssen.

Aus dem Katalog der Einwände gegen orthographische Veränderungen greife ich denjenigen heraus, der allgemein-sprachwissenschaftliche Bedeutung beansprucht. Heute wie schon vor hundert Jahren wird gesagt, man dürfe in die natürliche Entwicklung der Sprache nicht willkürlich eingreifen, und schon gar der Staat dürfe das nicht. Zunächst einmal werden dabei in völlig unzulässiger Weise Sprache und Schreibung vermengt. Das wird noch genauer auszuführen sein. Wenn wir davon hier absehen, so ist immer noch zu fragen, ob der Einwand, man dürfe in die Entwicklung der Sprache nicht eingreifen, überhaupt berechtigt ist. Es geht dabei schließ-

1 Küppers (1984).

lich auch um die Frage nach der Berechtigung zu jeglicher Sprachnormierung. Natürlich »gehört (wie Hans Glinz es 1987 formuliert hat) die Handhabung der eigenen Sprache und damit auch die Rechtschreibung zu den Freiheitsrechten jedes Menschen«. ²⁾ Aber die individuelle Freiheit des Einzelnen stößt in der Sprache, wie in allen sozialen Bereichen, bald an Grenzen, die durch die soziale Bedingtheit des Menschen gesetzt sind. Niemandem ist das Recht zu nehmen, zu sprechen und zu schreiben, wie er will. Wenn er aber von anderen verstanden werden will – und Kommunikation ist nun einmal die erste und wichtigste Funktion von Sprache –, dann muss er, freilich innerhalb eines je zu bestimmenden Variationsspielraumes, so sprechen und so schreiben wie die anderen. Verweigerung führt, wie man in einer traurigen Geschichte von Peter Bichsel nachlesen kann, in die sprachliche und in die soziale Isolation. ³⁾ Zur Handhabung der eigenen Sprache gelangen wir nur durch Fremdbestimmung, angefangen beim Spracherwerb in der Primärsozialisation, noch offenkundiger beim Erwerb sekundärer Kompetenzen wie der der Hochsprache. Ich bestreite nicht, dass der Spracherwerb des Kindes von Mutter und Vater ein »natürlicher« Prozess sei – obwohl es natürlich auch da nicht ohne Korrekturen, das heißt nicht ohne willkürliche Eingriffe oder wenigstens nicht ohne Selbstkorrekturen abgeht (nicht selten in durchaus vernünftige, systemgerechte Strukturen wie die Übergeneralisierung schwacher Präterita, zum Beispiel *ich hab geschlaft, gegesst*). Niemand wird aber von der schulischen Situation behaupten wollen, sie sei in diesem Sinn »natürlich«. Der Deutschunterricht kann sich nicht auf das Hegen und Pflegen natürlicher muttersprachlicher Prozesse beschränken, sondern er muss gesetzte Normen vermitteln und Interferenzen aus anderen, zum Beispiel dialektalen Normensystemen auszuschalten versuchen; natürlichen Entwicklungstendenzen wird er dabei in aller Regel eher retardierend als fördernd begegnen. Die Schule greift also in jedem Fall in die sprachliche Freiheit des Einzelnen und da-

2 Glinz (1987), S. 26.

3 Peter Bichsel, Ein Tisch ist ein Tisch.
In: Peter Bichsel, Kindergeschichten. Neuwied/Berlin: Luchterhand 1969, S. 21–31.

mit in die sprachliche Entwicklung überhaupt ein. Da aber die Schule heute weit überwiegend eine staatliche Einrichtung ist, welcher staatliche Behörden die Lehrpläne vorgeben, so ist es evident, dass der Staat in die Entwicklung der Sprache eingreift. Die Gesellschaft stellt Eingriffe dieser Art überwiegend und in der Regel nicht infrage. Die Hüter des orthographischen Status quo, die gegen staatliche Eingriffe polemisieren, würden dies vermutlich zuallerletzt tun.

Es sollte eigentlich überflüssig sein, darauf eigens hinzuweisen, dass alle Verschriftungssysteme der Sprachen der Welt nicht »natürlich« entstanden sind, sondern zu irgendeiner historischen Zeit »gemacht« wurden. Schriftsysteme sind sekundäre sprachliche Systeme, die unter bestimmten historischen und kulturellen Bedingungen von Menschen entwickelt wurden und die unter veränderten kulturellen und sprachlichen Bedingungen von Menschen auch wieder verändert werden können und immer wieder verändert wurden. Was das Verschriftungssystem anbelangt, ist also die Verwahrung gegen Eingriffe von außen, das Pochen auf eine natürliche Entwicklung völlig unangebracht. Ich stelle damit nicht in Abrede, dass die orthographischen Systeme der großen Kultursprachen historische Phänomene sind, die als solche zu achten sind und die eine Art Eigengesetzlichkeit entwickelt haben, auf die bei Veränderungen Bedacht zu nehmen ist.⁴⁾

Man könnte fragen, ob es vielleicht Ausfluss einer modernen mechanistischen Sprachauffassung und einer bürokratisierten Gesellschaft sei, dass man selbst vor Eingriffen in die Sprache nicht zurückschreckt, und man könnte auf die Horrorvisionen von George Orwell verweisen.⁵⁾ Hat sich also Sprache bis gestern, oder wenigstens bis in die Zeit der Aufklärung, frei von willkürlichen menschlichen Eingriffen als ein quasi natürlicher Organismus entwickelt? Ein Blick zum Beispiel auf den Wortschatz macht schnell einsichtig, dass das jedenfalls in diesem Bereich nicht der Fall war. Soweit wir unsere Sprache historisch zurückverfolgen können, wurden Wörter aus eigenem Sprachmaterial neu gebildet, aus anderen Sprachen übernommen,

4 Vgl. zuletzt Eroms (1997).

5 George Orwell, Neunzehnhundertvierundachtzig. Zürich: Diana 1950.

fremdsprachigen Vorbildern nachgebildet, wurden andere Wörter abgestoßen, alte Wörter wieder belebt, Fremdwörter durch einheimische Neubildungen ersetzt usw. Und immer standen Entscheidungen Einzelner am Anfang solcher Veränderungen. Freilich hat die Sprachgemeinschaft häufig die Freiheit, solche Entscheidungen anzunehmen oder zu verwerfen. Aber auch das sind Entscheidungen. Im Blick auf unser auslaufendes Jahrhundert mag man leicht geneigt sein, an Manipulationen durch menschenverachtende autoritäre Herrschaftssysteme oder durch anmaßende Staatsbürokratien auch im Bereich der Sprache zu denken. Der Gedanke liegt dann nahe, solche Phänomene seien typische Erscheinungen unserer bösen Zeit. Aber sind das wirklich Phänomene erst unserer Zeit? Ist es etwa kein manipulativer Wortgebrauch, wenn in altdeutschen Taufgelöbnissen die heidnischen Götter Donar, Wotan und Saxnot in eine Reihe mit Teufelswerk und mit Unholden, Dämonen gestellt werden?⁶⁾ Ist es kein manipulativer Wortgebrauch, wenn Luther den Papst den Antichrist nennt?⁷⁾ Im Grunde könnte man hier auf den ganzen Bereich der wertenden Benennungen verweisen, der abwertenden wie der aufwertend-verhüllenden, der Euphemismen und der Tabuwörter. Wie weit diese Art zu sprechen zurückreicht, lässt sich an der Bezeichnung des ›Bären‹ zeigen: Das alte indogermanische Wort für dieses Tier ist in lateinisch *ursus* und seinen romanischen Abkömmlingen bewahrt. In den germanischen wie in anderen europäischen Sprachen ist dieses Wort aber durch verhüllende Bezeichnungen ersetzt worden, zum Beispiel durch *bero* ›der Braune‹ in den germanischen Sprachen, durch *medvěd* ›Honigesser‹ im Russischen.⁸⁾ Die Menschen der Frühzeit hatten Angst oder Scheu, das gefährliche Tier bei seinem »richtigen« Namen zu nennen und wichen auf euphemistische Benennungen aus, auf so genannte Tabuwörter – ein typischer Akt von Manipulation durch Sprache.

Von den Hunderten althochdeutschen Neubildungen waren viele Eintagsfliegen, andere sind aber bis heute lebendig geblieben

6 Sächsisches Taufgelöbnis, frühes 9. Jhd.: *ec forsacho allum dioboles uuercum and uuordum, Thunaer ende Uuoden ende Saxnote ende allum them unholdum, the hira genotas sint*, in: Steinmeyer (1963), S. 20, Z. 4 ff.; ähnlich, aber ohne Nennung von Götternamen, im Fränkischen Taufgelöbnis, Steinmeyer (1963), S. 23, Z. 3 ff.: *Forsahhistu allem them bluostrum indi den gelton indi den gotum, thie im heidene man ... habent*.

7 Zum Beispiel *der papst als ein tyran und endechrist; hie sihestu recht den endechrist sitzen im tempel gottes*, zit. nach DWB 3, Sp. 447 (s. v. ENDECHRIST, ENDECHRIST).

8 Ullmann (1972), S. 171.

wie *Gewissen* nach lat. *conscientia*, *gehorsam* nach lat. *oboediens* (zu *audire* ›hören‹), *erbarmen* nach lat. *miserere* u. v. a. Niemand wird heute bei solchen zum Zeitpunkt ihrer Bildung sicher als »künstlich« empfundenen Lehnübersetzungen⁹⁾ meinen, es handle sich nicht um alte, gut deutsche Wörter. Vergleichbares gilt für alle folgenden Epochen. Wenn die vordem französische Terminologie des Post- und Eisenbahnwesens in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend durch deutsche Bezeichnungen ersetzt wurde, dann geht das hauptsächlich auf amtliche Entscheidungen zurück. In Österreich wurde Anfang der 70er-Jahre durch Verordnung die Anredeform *Fräulein* durch *Frau* ersetzt. Das hat sich, wie in Deutschland auch, rasch durchgesetzt und führt nur im Restaurant zur Verlegenheit, wie man die Kellnerin rufen soll. All das sind Beispiele häufig obrigkeitlicher Eingriffe in den Sprachgebrauch, die die Sprache nicht korrumpiert haben. Mit »natürlicher« Entwicklung im Sinn eines Organismuskonzeptes haben sie alle nichts zu tun.

Das Feld aktiver Eingriffe ist von Anfang an die geschriebene Sprache. Verschriftung ist natürlich zunächst darauf gerichtet, gesprochene Sprache abzubilden, und die Alphabetschrift ist das hierfür geeignete Instrument. Aber im Lauf der Geschichte trat dieses phonetische Prinzip der Orthographie in Konflikt mit anderen Prinzipien. Zum Beispiel wurden im Mittelhochdeutschen die stimmhaften Verschlusslaute *b, d, g* stimmlos und »hart«, wenn sie in den Auslaut traten, zum Beispiel *geben* – *gip, gap*; *liebe* – *liep*; *tragen* – *truoc* usw. In mittelalterlichen Handschriften hat diese Lautentwicklung auch tatsächlich mehr oder weniger konsequent ihren Niederschlag gefunden. Recht bald aber setzte sich das Bedürfnis durch, diese Variation innerhalb der Formen eines Wortes zu beseitigen, und es wurden wieder jene Schreibungen üblich, wie sie bis heute gültig sind. Das morphologische Prinzip hatte in diesem Fall über das phonetische den Sieg davongetragen. Im 17. und vor allem

9 Zu den Lehnprägungen, -übersetzungen usw. vgl. Betz (1974).

im 18. Jahrhundert forcierten Grammatiker das so genannte etymologische Prinzip: Klar erkennbare etymologische Zusammenhänge (durch Ableitung, Flexion u. Ä.) sollten auch orthographisch sichtbar gemacht werden. Hauptsächlich betraf das die Alternanz von *a* und *ä* in der Stammsilbe, zum Beispiel *Kampf* – *Kämpfe*, *kämpfen*, *Kämpfer*; *alt* – *älter* (aber lexikalisiert *Eltern!*) usw.; ursprünglich (und oberdeutsch bis ins 18. Jahrhundert) hatte das Zeichen *ä* eine ganz andere, nämlich eine phonologische Funktion. Die Schreibungen *Stängel* und *behände* der neuen Rechtschreibung beruhen auf diesem etymologischen Prinzip. Von Konsequenz kann aber natürlich auch künftig keine Rede sein (im Hinblick auf *kannte*, *rannte*, *sandte* hätte man zum Beispiel auch **kännen*, *rännen*, *sänden* mit *ä* vorschlagen können, im Blick auf *März* auch **ausmärzen* usw.). Daraus ist ablesbar, dass Widersprüche in einer historisch gewachsenen Orthographie systemimmanent unvermeidlich sind. Gerade darin erweist sich die Orthographie als Menschenwerk (und darüber hinaus auch in leicht vermeidbaren Inkonsistenzen: Bei der Reform von 1901 wurde aus nicht recht ersichtlichem Grunde das bis dahin normierte *ie* in *gibst*, *gibt*, *gib* durch *i* ersetzt, nicht aber in ähnlich gelagerten Fällen wie *sieht*, *geschieht*, *stiehlt*, *liest*; und einfach vergessen hat man wohl die Ersetzung des *ie* in *ergiebig*).

Wichtig erscheint mir, dass mit aller Verschriftung von Anfang an eine normative, auf die Invarianz der Sprache gerichtete Tendenz verbunden ist. Typische Phänomene der gesprochenen Sprache wie Kürzungen (zum Beispiel *lesn*, *redn*), Assimilationen (zum Beispiel *gebm*, *kommp* usw.) oder sonstige Kontaktphänomene wurden bei der Verschriftung immer tendenziell unterdrückt – ein Widerstand, der freilich *à la longue* in vielen Fällen nicht erfolgreich war. Aber die Tendenz ist sehr früh nachweisbar. Stefan Sonderegger hat gezeigt, dass zwar in die Konzepte von St.-Galler Urkunden des 8. Jahrhunderts Namensschreibungen einfließen konnten, die sprechsprachliche Entwicklungen widerspiegeln, dass solche Schreibungen in den

Reinschriften aber wieder durch die konventionellen konservativen Namensformen ersetzt wurden.¹⁰⁾ Die Wiedergabe der gesprochenen Sprache durch die geschriebene Sprache ist also von Anfang an eine selektive Wiedergabe, hinter der ein gewissermaßen »sprachpflegerisches« normatives Bewusstsein von »richtig« und »falsch« steht. Wenn im 9. Jahrhundert der Weissenburger Mönch Otfrid beklagt, dass die Volkssprache für »bäurisch« (*agrestis*) und unkultiviert (*inculta*) gehalten werde, weil sie nicht durch Schrift und Grammatik ausgefeilt sei (*nec scriptura nec arte ... expolita*),¹¹⁾ so kommt darin die gleiche Auffassung von der normierenden Funktion der Verschriftung zum Ausdruck. Indem Otfrid nun in seiner großen Evangeliendichtung genau dies tat und ein Schriftwerk in seiner Muttersprache schuf, damit auch die fränkische Sprache würdig zum Lob Gottes werde, tat er damit sehr bewusst auch etwas für die Kultivierung und Pflege der Volkssprache.

Zum Thema gemacht wurden Fragen der sprachlichen Norm, und natürlich der geschriebenen Sprache, erst wieder im Spätmittelalter. Es ging um die richtige Art des Übersetzens aus dem Lateinischen. Manche, wie vor allem der schwäbische Frühhumanist Niklas von Wyle, vertraten die Meinung, das Deutsche könne durch eine möglichst enge Anlehnung an das Lateinische, Wort für Wort bis in die Grammatik hinein, nur gewinnen. Wyles Maxime war es, *nützet der latinischen subtilitet durch grobe tütschung* zu löschen, auch um den Preis, dass dem *gemainen vnd vnernieten* (>ungebildeten<) *man das vnuerstentlich sin werd*. Wyle hat also auch tiefe Eingriffe in die sprachliche Struktur durchaus nicht für unangemessen gehalten, wenn dadurch die *elegantia* des Deutschen verbessert werden könne. Freilich, diese extreme Position hat sich nicht durchsetzen können. Die Gegenposition, die Sinn-für-Sinn-Übersetzung, hat, nicht zuletzt unter dem Gewicht von Luthers Bibelübersetzung, den Sieg davongetragen.¹²⁾

¹⁰ Sonderegger (1961), z. B. S. 257 f.: Konzeptformen zeigen die Durchführung des *i*-Umlautes (*Alpheri, Roadheri, Reginher*), in den Reinschriften wird die nicht umgelautete Form verwendet (*Alpharii, Roadharii, Reghinario*).

¹¹ Otfrid (1987), S. 20, 24 (Ad Liutbertum Z. 63, 114 ff.).

¹² Niclas von Wyle (1861), S. 10, Z. 16 f.; S. 8, Z. 22 f. Es geht seit Horaz (*Ars poetica* 131 ff.) um die Alternative, ob *verbum e verbo* oder *sensum de sensu* zu übersetzen sei, vgl. Reiffenstein (1985), 1734 ff.; Koller (1984), S. 115, 121.

Seit dem 16. Jahrhundert wurde das aus heutiger Sicht zentrale Thema der deutschen Sprachgeschichte virulent: die Überwindung der regionalen Variation mit dem Ziel des EINEN Hochdeutschen für alle deutschen Regionen und über allen Dialekten. Der Weg dorthin kann hier nicht nachgezeichnet werden.¹³⁾ Völlig unbestreitbar ist, dass es auch dabei nicht ohne massive Eingriffe in bestehende regionale Normen abgegangen ist. Man kann darüber streiten, ob die normativen Grammatiker und die Sprachgesellschaften an diesem Ausgleichsprozess einen entscheidenden Anteil hatten oder ob die Entwicklung auch ohne sie zu dem gleichen Ergebnis geführt hätte. Tatsache ist, dass Grammatiker, Lexikographen und Sprachinteressierte die allmähliche Fixierung des neuen Hochdeutschen vom 16. Jahrhundert an ohne Unterbrechung dokumentierend, normierend und kommentierend begleiteten, und das bis zum heutigen Tag. Wenn man sich Texte aus dem 16. bis 18. Jahrhundert ansieht, kann man leicht sehen, dass der starke Rückgang an Formenvariation vor allem im Verlauf des 18. Jahrhunderts nicht ohne regelnde Eingriffe erfolgt sein kann. Immer wieder wurde der Ruf laut nach einer in sprachlichen Belangen entscheidungskompetenten, gewissermaßen »gesetzgeberischen« Institution. Was die Sprachgesellschaften nach dem Muster der Florentiner »Accademia della Crusca« nicht leisten konnten, erhoffte man sich von einer kaiserlichen Akademie. Pläne dazu sind immerhin mit so bedeutenden Namen wie denen von Leibniz, Gottsched und Klopstock verbunden. In Wien bestanden dagegen kaum prinzipielle Einwände, eher schon konfessionelle Bedenken gegen die protestantischen Sprachgelehrten. Sehr groß wird das Interesse freilich nicht gewesen sein. Dem Hof lagen allemal Musik und Theater näher als die Pflege der deutschen Sprache, und gar dann, wenn es etwas kosten sollte. Noch 1874, in der Euphorie nach der Reichsgründung von 1871, träumte der Physiologe Emil du Bois-Reymond, Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften, von einer Kaiserlichen Akademie der deutschen

13 Polenz (1991), I, S. 166 ff.; II, S. 107 ff.
und passim.

Sprache – nun natürlich nicht in Wien, sondern in Berlin. Herausgekommen ist freilich nur der nicht unproblematische Allgemeine Deutsche Sprachverein von 1885.¹⁴⁾

Hier ist ein Blick auf den Süden des deutschen Sprachgebietes nützlich. Die lebhafteste öffentliche Diskussion über das Hochdeutsche fand im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts so gut wie ausschließlich in den protestantischen Gebieten von Mittel- und Norddeutschland statt. Der vornehmlich katholische Süden stand abseits. Die oberdeutsche Schreib- und Drucksprache unterschied sich in Orthographie, Morphologie, Wortschatz und in manchen syntaktischen Erscheinungen (zum Beispiel im Gebrauch von Konjunktionen) erheblich von dem sich festigenden Hochdeutschen ostmitteldeutscher Prägung. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mehrten sich in Österreich und Bayern Bestrebungen, die sprachliche Sonderrolle aufzugeben und die gottschedischen Normen zu übernehmen. Widerspruch dagegen wie der des Gengenbacher Benediktiners Augustin Dornblüth blieb selten und wirkungslos. In Wien wie in München wurden von allerhöchster Seite Fakten gesetzt, die den Anschluss an das Hochdeutsche beschleunigen und sichern sollten, hier, in Wien, durch die Berufung des Schlesiens Johann von Felbiger zur Durchführung der Schulreform und durch das Wirken Joseph von Sonnenfels' für die österreichische Amtssprache, dort, in München, durch die Tätigkeit der neu gegründeten Churbayerischen Akademie der Wissenschaften und insbesondere ihres Mitgliedes Heinrich Braun, der im Auftrag der Akademie und des Kurfürsten Maximilian III. Joseph eine »Anleitung zur deutschen Sprachkunst zum Gebrauche der Schulen in den Churlanden zu Baiern« (München 1765) verfasste. Hier wie dort orientierte man sich an den von Gottsched und etwas später von Adelung kodifizierten sprachlichen Normen.¹⁵⁾

Der Traditionsbruch, der von den Schreibern und Lesern im Gebiet der oberdeutschen Literatursprache in der zweiten Hälfte des

14 Zu Leibniz' Wiener Akademieplänen vgl. Reiffenstein (1988), S. 40 ff., zu du Bois-Reymond vgl. Dieckmann (1995), S. 339 ff.

15 Wiesinger (1983); Reiffenstein (1993).

18. Jahrhunderts innerhalb von wenigen Jahrzehnten bewältigt werden musste, war beträchtlich. Die formalen Veränderungen der letzten zwei Jahrhunderte sind im Vergleich dazu geringfügig, von denen der jetzigen Rechtschreibreform ganz zu schweigen. Das orthographische System der oberdeutschen Schreibsprache enthielt noch recht deutliche Reste einer älteren, dem phonologischen System der eigenen Sprache verpflichteten Tradition (*ie* zum Beispiel bezeichnete in vielen Fällen wie *lieb*, *biegen*, *ziehen* einen gesprochenen Diphthong, *ä* zum Beispiel in *Käs*, *schwär*, *spät*, *Schär* oder in dem Stadtnamen *Grätz* einen anderen Laut als *e* in *Berg*, *essen*, *Bär*, nämlich ein »helles« *a*, *ai* in *Krais*, *Rais* usw. einen anderen als *ei* in *Eis*, *Zeit* usw.). Stilistisch-syntaktisch war im Süden auch nichtamtliches Schreiben viel länger barocken und kanzleisprachlichen Stilnormen verpflichtet als in Leipzig oder Hamburg. Wie rasch die Umstellung auf die neue Norm erfolgte, lässt sich gut am Vergleich zweier Grammatiken ablesen: Heinrich Braun folgte in seiner »Anleitung zur deutschen Sprachkunst« (1765) zwar Gottscheds Sprachkunst, nahm aber den Auftrag des Kurfürsten, »eine nach der hiesigen Landes-Beschaffenheit und Mundart soviel möglich eingerichtete« Grammatik zu schreiben, ernst, indem er die neuen Normen weitgehend mit denen der älteren heimischen Schreibweise konfrontierte und darüber hinaus in einigen Fällen Toleranzen einräumte (zum Beispiel bei der Apokope auslautender *-e* wie in *Achs*, *Aug*, *Käs* oder in Pluralformen wie *Tag*, *Jahr*). 30 Jahre später, 1796, wurde in einer in Salzburg erschienenen Grammatik von Joseph Wismayr keinerlei Bezug mehr auf ältere Schreibtraditionen genommen. Wismayr folgte ohne Einschränkungen den Normen Adelungs. Die Zeit der oberdeutschen Literatursprache war abgelaufen.¹⁶⁾

Das Beispiel der oberdeutschen Entwicklung soll zeigen, dass auch einschneidende Eingriffe in den »natürlichen« Gang der Dinge normale Vorgänge in der Geschichte einer Sprache sind (die Verhochdeutschung des Niederdeutschen seit dem 16. Jahrhundert

16 Reiffenstein (1993), S. 165 f.; Braun (1765), Privilegium des Kurfürsten (unpaginiert).

wäre ein anderes Beispiel) und dass sie nicht zu Katastrophen führen. Ganz im Gegenteil: Maximilians Ziel war »die Excolier- und Auszierung unserer deutschen Muttersprache, welche bisher nicht wenig in hiesigen Gegenden vernachlässiget worden«, wie er im Privilegium für Brauns Grammatik formuliert.¹⁷⁾ In Wien dachte man nicht anders. Der Traditionsbruch war also gleichzeitig ein wichtiger Akt der Sprachpflege, dessen Ergebnis man ja kaum negativ bewerten wird.

Dem Einwand, man dürfe in Sprache nicht von außen eingreifen, liegt – bewusst oder unbewusst – die Auffassung zugrunde, die Sprache sei ein lebendiges Ganzes, ein Organismus, der zwar Veränderungen unterworfen sei, Entwicklungen eben wie jeder lebende Körper, die aber nicht von außen gesteuert werden könnten, sondern die sich kraft einer jeder Sprache innewohnenden eigenen Gesetzmäßigkeit vollzögen. Dieser Auffassung ist Suggestivität und auch poetische Kraft nicht abzusprechen. Sie hat zahlreiche vitalistische Metaphern vom Leben der Sprache, von Reifung, Krankheit und Verfall bis hin zum Sprachgeist (in der Nachbarschaft zum Volksgeist) hervorgebracht. Die Anfänge dieses Organismuskonzeptes liegen bei Herder und in der Naturphilosophie des ausgehenden 18. Jahrhunderts.¹⁸⁾ Es wurde rasch auch auf geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen angewandt. Die Übertragung auf die Sprachwissenschaft ist das Verdienst der deutschen Frühromantiker, vor allem Friedrich Schlegels und Wilhelm von Humboldts. Der Gedanke, Sprachen seien je individuelle organische Ganzheiten, war der Ausbildung der Nationalphilologien günstig. Das Organismusmodell von Sprache hat nur den einen Schönheitsfehler, dass es seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als wissenschaftlich überholt gelten muss. Das hat nicht verhindern können, dass diese Sprachauffassung zur Grundlage der populären Sprachpflege und einer konservativen Sprachkritik geworden ist, von Wustmanns Sprachdummheiten bis zu den unseligen Büchern des Wiener Sprachpoli-

17 Braun (1765), Privilegium.

18 Schmidt (1986), S. 41 ff.

zisten Hirschbold, aber auch von Hofmannsthal und Karl Kraus bis zu George Steiner. Die Klagen über Krankheit und Verfall der deutschen Sprache gehören zum unverzichtbaren Ritual dieser Kritik. Die aus dem Organismuskonzept abgeleitete Metaphorik wirkt bis in unsere Tage herein, mitunter auch in wissenschaftlichen Texten.¹⁹⁾

Sprache ist aber kein autonomer Organismus, der den Menschen dominiert, sondern sie ist ein von Menschen geschaffenes Instrument, auf dessen Weiterentwicklung jedes Mitglied einer Sprachgemeinschaft Einfluss nimmt. Bei praktisch jeder sprachlichen Äußerung muss jeder Sprecher oder Schreiber eine Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten vornehmen, deren Ausgang von seiner regionalen oder sozialen Herkunft oder von seinem persönlichen Geschmack oder dem Maß seiner Anpassungswilligkeit oder -fähigkeit abhängig sein wird. Ich muss mich entscheiden, ob ich *guten Tag* oder *grüß Gott*, ob *tshüs* oder *auf Wiedersehen* sagen soll, ob ich modische Wörter, Fremdwörter, Vulgarismen usw. verwenden oder vermeiden will, ob ich gehoben doziere oder mich einfach oder salopp ausdrücke, ob ich einen Infinitiv nach *brauchen* mit oder ohne *zu* verwende, ob ich nach der alten oder nach der neuen oder nach meiner eigenen Orthographie schreiben soll usw. Natürlich gibt es unterschiedliche Grade der Bewusstheit und auch unterschiedliche Grade der Freiheit für solche Entscheidungen. Und natürlich macht es einen Unterschied, wer in dieser Weise in die Sprache eingreift. Seit Konrad Adenauer das Adverb *pingelig* ›übergenau, pedantisch‹ auch in öffentlichem Sprachgebrauch verwendete, ist diese rheinische Lautform von *peinlich* zu Wörterbucheheuren gelangt. Den Erfolg bestimmt das Prestige des innovativen Sprechers. Dass dieses Prestige nicht notwendig gleichbedeutend ist mit dem sozialen Rang, beweist der Aufstieg des vorhin zitierten Großes *tshüs*, der sicher zunächst nur jugendsprachlich war (und in Österreich noch ist).

19 Schrodt (1995), S. 33 ff. und passim, zu Hirschbold, S. 135 ff. u. ö. – Die Nennung Karl Kraus' in diesem Zusammenhang ist mir verübelt worden. Meine Kritik gilt lediglich Kraus' Sprachkritik, die von falschen sprachtheoretischen Prämissen ausgeht. Die Verdienste von Karl Kraus berührt das überhaupt nicht.

Im Prinzip greift also jedes Mitglied einer Sprachgemeinschaft ständig in seine Sprache ein, und niemandem ist das Recht dazu streitig zu machen, den Neuerern so wenig wie den konservativen Sprachpflegern, die den Status quo bewahren wollen, dem Staat nicht, der dem Drängen der Rechtschreibreformer nachgibt, und nicht denen, die solche Veränderungen aus welchen Gründen auch immer ablehnen. Wie die Sprachgeschichte zeigt, können sich Extrempositionen nicht durchsetzen, weder progressive noch konservative. Vielmehr kommt es zu einem immer wieder neuen Ausgleich zwischen den retardierenden und den fortschreitenden Tendenzen. Jede Position spielt in dieser Spannung ihre notwendige Rolle.

Zum Schluss möchte ich einem möglichen Mißverständnis vorbeugen. Mein Vortrag ist natürlich kein Plädoyer für staatliche Eingriffe in die Sprache. Lediglich die Rechtschreibung, von der ich ausgegangen war, ist ein Bereich, dessen Regelung durch den Staat vernünftig ist und erwünscht sein sollte. Im Mittelalter, als die Schicht der *litterati*, die Zugang zu Schreiben und Lesen hatte, noch äußerst schmal war, herrschte in volkssprachlichen Handschriften eine heute unvorstellbare Variabilität des Schreibusus. Erst seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert, als neue Sozialschichten zum Schreiben und Lesen drängten, traten Grammatiker auf den Plan, die begannen, orthographische Regeln zu erstellen – angesichts des Fehlens einer überdachenden Gemeinsprache freilich noch ein fast aussichtsloses Unterfangen. Erst als sich im 18. Jahrhundert zunehmend im ganzen deutschen Sprachgebiet eine schreibende und lesende Öffentlichkeit etablierte, kam die Einigung auf das EINE Hochdeutsche zustande, und nun auch die Fixierung einer ziemlich variantenarmen Orthographie, zuletzt durch den Grammatiker und Lexikographen Johann Christoph Adelung. Mindestens im Süden erfolgte dieser Prozess nicht ohne Druck von oben, durch Schule und Kanzlei, im gesprochenen Wort auch durch die Kirche.²⁰⁾ Im 19. Jahrhundert haben vor allem die Schule und das Druckerei- und

²⁰ Wiesinger (1993).

Verlagswesen die noch vorhandene, geringfügige orthographische Variation und vor allem wohl die ins Kraut schießenden Reformvorschläge als störend empfunden, sodass sich seit der Jahrhundertmitte die deutschen Staaten gedrängt sahen, amtliche Regelungen der Rechtschreibung zu erlassen, die zwar nur für den Bereich der Schulen und der Behörden Geltung beanspruchen konnten, de facto aber natürlich allgemein verbindlich wurden. 1880 und 1901 traten staatenübergreifende Normen in Kraft.²¹⁾ Da seit der letzten orthographischen Konferenz fast 100 Jahre verstrichen sind, wird man nicht behaupten wollen, der Staat habe seine Regelungskompetenz in diesem Bereich überstrapaziert. Dass staatliche Instanzen bei der Normierung der Rechtschreibung tätig geworden sind, halte ich im Interesse einer reibungslosen Binnenkommunikation, nicht zuletzt aber auch für die Außengeltung einer bedeutenden Kultursprache für vernünftig und berechtigt.

Die anderen Bereiche der Sprache, einige Felder des Lexikons ausgenommen, sind Regelungen von außen nur in einem sehr begrenzten Ausmaß zugänglich. Das gilt vor allem für die Syntax und für die Flexionsmorphologie, in viel geringerem Ausmaß auch für die Normierung der Aussprache.²²⁾ Dies steht nicht in Widerspruch zu dem vorhin Dargelegten, jeder Sprachteilhaber greife ständig und mit jeder sprachlichen Äußerung in seine Sprache ein. Die Fülle der Einzelentscheidungen bewirkt auf eine sehr komplexe Weise, wie in einem kybernetischen System, die Steuerung der Sprachentwicklung. An der Geschichte der vielen Auflagen von Wustmanns Sprachdummheiten (1891) lässt sich schön ablesen, wie viele der dort getadelten Missbräuche nach wenigen Generationen zum alltäglichen Sprachgebrauch geworden sind, und das heißt gleichzeitig, wie wenig die retardierende Kritik bewirken konnte.²³⁾ Niemandem ist deshalb das Recht benommen, sich für den eigenen Sprachgebrauch an solchen konservativen Normen zu orientieren. Jeder synchrone Querschnitt schließt immer auch eine diachrone

21 Schlaefer (1980), besonders S. 297 ff., und Schlaefer (1981).

22 Die Normierung der Aussprache (Hochlautung) erfolgte erst 1898, zunächst nur für den Gebrauch auf den deutschen Bühnen (Th. Siebs, Deutsche Bühnenaussprache, 1898), seit der 19. Auflage (Berlin 1969) Siebs Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung. Die sehr hoch angesetzte Norm hat sich in ihrer strengen

Form gegen die regionalen Traditionen zwar außerhalb der Bühne nicht voll durchsetzen können, vgl. z. B. König (1989), Bürkle (1995). Dennoch hat die Siebs-Norm zweifellos zur Erreichung eines relativ einheitlichen Hochlautungsstandards wesentlich beigetragen. Vgl. noch Krech (1982), Mangold (1990).

23 Henne (1965); Schrodt (1995), S. 121 ff.

Tiefendimension ein. Dass unter bestimmten historischen Bedingungen aber auch zielgerichtete Eingriffe sich durchsetzen können, wenn dafür ein öffentliches Bedürfnis besteht, das zeigen die Ausbildung und vor allem die allgemeine Durchsetzung der deutschen Schriftsprache, und das zeigen auch, mit allen notwendigen Einschränkungen, die Etablierung und die Durchsetzung einer relativ einheitlichen hochsprachlichen Aussprachenorm.

Was emotionale Diskussionen über sprachliche und auch über orthographische Probleme entkrampfen könnte, wäre eine Verbreiterung des Wissens über Sprache und über ihre Veränderlichkeit. Damit bin ich wieder beim Thema der Jahrestagung, dem Verhältnis von Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit. Ganz offensichtlich ist es den Sprachwissenschaftlern und Sprachhistorikern nicht gelungen, ihr Wissen in einer angemessenen Weise einer interessierten Öffentlichkeit zu vermitteln.²⁴⁾ Denn nicht der Streit über Fragen der Sprache und der Schrift ist bedauerlich – den führen natürlich auch Sprachwissenschaftler untereinander, die ja auch Mitglieder der Sprachgemeinschaft sind und unterschiedliche Positionen vertreten. Bedauerlich ist nur das Niveau der Auseinandersetzung. Da könnte vielleicht auch die Öffentlichkeit etwas interessierter sein. Die bessere Einsicht in die Bedingungen, Funktionen und Entwicklungsprozesse der Sprache würde Veränderungen gelassener beurteilen lassen. Und sie würde jeden Einzelnen besser befähigen, in Freiheit und Verantwortung seine sprachlichen Entscheidungen zu treffen.²⁵⁾

²⁴ An Bemühungen dazu hat es gewiss nicht gefehlt, vgl. zuletzt das anregende, aufklärerisch-polemische Buch von Schrodt (1995).

²⁵ Die Anmerkungen sind auf die nötigsten Hinweise beschränkt. Die Redeform habe ich beibehalten. – Für förderliche Gespräche danke ich Hannes Scheutz.

Literaturverzeichnis

- BETZ, WERNER (1974): *Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen*.
In: Friedrich Maurer/Heinz Rupp (Hrsg.),
Deutsche Wortgeschichte. 3. Aufl. Berlin. I. Bd., S. 135–163.
- BRAUN, HEINRICH (1765): *Anleitung zur deutschen Sprachkunst zum Gebrauche der Schulen in den Churlanden zu Baiern*.
Mit Genehmigung der Churbaier.
Akademie der Wissenschaften. München.
- BÜRKLE, MICHAEL (1995): *Zur Aussprache des österreichischen Standarddeutschen*. Die unbetonten Silben. Wien
(Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 17).
- DWB = JACOB GRIMM/WILHELM GRIMM: *Deutsches Wörterbuch*.
Leipzig 1854 ff. (Nachdruck München: dtv 1984).
- DIECKMANN, WALTHER (Hrsg.) (1989): *Reichthum und Armut deutscher Sprache*. Reflexionen über den Zustand der deutschen Sprache im 19. Jhd. Berlin.
- GLINZ, HANS (1987): *Sprache – Schrift – Rechtschreibung*.
Abläufe beim Lesen und Schreiben - was ist hier wie wichtig?
In: Hans Glinz/Burkhard Schaedler/Hermann Zabel,
Sprache – Schrift – Rechtschreibung. Düsseldorf
(Sprache der Gegenwart 68), S. 9–62.
- HENNE, HELMUT (1965): *Punktuelle und politische Sprachlenkung*.
Zur 13. Auflage von Gustav Wustmanns »Sprachdummheiten«.
In: Zs. für deutsche Sprache 21, S. 175–184.
- KOLLER, WERNER (1984): *Übersetzungen ins Deutsche und ihre Bedeutung für die deutsche Sprachgeschichte*.
In: Werner Besch u. a. (Hrsg.), *Sprachgeschichte*.
Ein Handbuch zur Geschichte deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin. I. Halbbd., S. 112–129.
- KÖNIG, WERNER (1989): *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. München. 2 Bde.

- KRECH, HANS (1982): *Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache*. Leipzig.
- KÜPPERS, HANS-GEORG (1984): *Orthographiereform und Öffentlichkeit*. Zur Entwicklung und Diskussion der Rechtschreibreformbemühungen zwischen 1876 und 1982. Düsseldorf (Sprache der Gegenwart 61).
- MANGOLD, MAX (1990): *Aussprachewörterbuch*. 3. Aufl. Mannheim (Duden Bd. 6).
- OTFRID VON WEISSENBURG (1987): *Evangelienbuch*. Auswahl. Althochdeutsch/Neuhochdeutsch. Hrsg., übersetzt und kommentiert von Gisela Vollmann-Profe. Stuttgart (Reclams Universal-Bibliothek 8384).
- POLENZ, PETER VON (1991): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. 1. Bd. Einführung. Grundbegriffe. Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. 2. Bd. (1994) 17. und 18. Jhd. Berlin.
- REIFFENSTEIN, INGO (1985): *Metasprachliche Äußerungen über das Deutsche und seine Subsysteme bis 1800 in historischer Sicht*. In: Werner Besch u. a. (Hrsg.), *Sprachgeschichte*. Ein Handbuch. Berlin. 2. Halbbd., S. 1727–1750.
- DERSELBE (1988): *Der »Parnassus Boicus« und das Hochdeutsche*. Zum Ausklang des Frühneuhochdeutschen im 18. Jhd. In: Peter Wiesinger (Hrsg.), *Studien zum Frühneuhochdeutschen*. Emil Skála zum 60. Geburtstag. Göttingen, S. 27–45.
- DERSELBE (1993): *Heinrich Brauns Anleitung zur deutschen Sprachkunst (1765)*. »Hochdeutsch«, »Oberdeutsch« und »Mundart« im 18. Jhd. In: Zagreber Germanist. Beiträge 2, S. 163–178.
- SCHLAEFER, MICHAEL (1980): *Grundzüge der deutschen Orthographiegeschichte vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1870*. In: Sprachwissenschaft 5, S. 276–319.

- DERSELBE (1981): *Der Weg zur deutschen Einheitsorthographie vom Jahre 1870 bis zum Jahre 1901.*
In: Sprachwissenschaft 6, S. 391–438.
- SCHMIDT, HARTMUT (1986): *Die lebendige Sprache.*
Zur Entstehung des Organismuskonzepts.
Berlin (Linguistische Studien, Reihe A, 151).
- SCHRODT, RICHARD (1995): *Warum geht die deutsche Sprache immer wieder unter?*
Die Problematik der Werthaltungen im Deutschen. Wien.
- SIEBS (1969): *Deutsche Aussprache.*
Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch.
Hrsg. von Helmut de Boor u.a. 19. Aufl. Berlin.
- SONDEREGGER, STEFAN (1961): *Das Althochdeutsche der Vorakte der älteren St. Galler Urkunden.*
In: Zs. für Mundartforschung 28, S. 251–286.
- STEINMEYER, ELIAS VON (1963): *Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler.* 2. Aufl. Berlin/Zürich.
- ULLMANN, STEPHEN (1972): *Grundzüge der Semantik.*
Deutsche Fassung von Susanne Koopmann. 2. Aufl. Berlin.
- WIESINGER, PETER (1983): *Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in der 2. Hälfte des 18. Jhds in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds.*
In: Dieter Nerijs (Hrsg.), *Entwicklungstendenzen der deutsche Sprache seit dem 18. Jhd.* Berlin
(Linguistische Berichte, Reihe A, III), S. 227–248.
- DERSELBE (1993): *Die Aussprache des Schriftdeutschen in Österreich in der 2. Hälfte des 18. und am Beginn des 19. Jhds.*
In: Klaus J. Mattheier u. a. (Hrsg), *Vielfalt des Deutschen.*
Festschrift für Werner Besch. Frankfurt/Main, S. 383–411.
- NICLAS VON WYLE (1861): *Translationen.* Hrsg. von Adelbert von Keller. Stuttgart (Bibliothek des Literarischen Vereins 57).

Dudenbeiträge zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils
Herausgegeben von der Dudenredaktion unter
Leitung von Matthias Wermke
Heft 54

Nach einer internen Regelung des Dudenverlags
folgen beide Texte den neuen amtlichen Recht-
schreiberegeln von 1996. Die Originale wurden
in herkömmlicher Rechtschreibung abgefasst.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Sprachpflege und Sprachgeschichte:

[Rede Ingo Reiffensteins anlässlich der Ehrung mit
dem Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim am
11. März 1998; mit der Laudatio von Hugo Steger] /
Ingo Reiffenstein. – Mannheim; Leipzig; Wien;
Zürich: Dudenverl., 1998

(Duden, Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils; H. 54)

ISBN 3-411-70491-8

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten

© Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG
Mannheim 1998

Typographie & Satz: Norbert Wessel

Druck & Bindearbeit: Progressdruck GmbH, Speyer

Printed in Germany

ISBN 3-411-70491-8